

Drei Reden

gehalten von

Hermann Sudermann

Der Reinertrag ist für den Goethebund bestimmt

Zweite Auflage



Stuttgart 1900
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.



Rede,

gehalten im Saale des Berliner Handwerkervereins
am 4. März 1900.





Hochverehrte Versammlung!

Ueber allen Jüngern deutscher Kunst wird jetzt die moralische Zuchtrute geschwungen, aber der eigentliche Prügelknabe scheint mir doch wohl der Dramatiker zu sein. Und gerade als Vertreter dieser übel beleumundeten Menschenklasse gestatte ich mir, einige Worte zu Ihnen zu sprechen.

Wie ist es gekommen, daß wir heute als bêtes noires vor Ihnen stehen? Wie geht es zu, daß die dramatischen Dichter, in denen man ein Jahrhundert lang die höchsten Vertreter litterarischen Könnens, die Pfleger der strafften, kühnsten, begnadetsten Dichtungsart erblickte, plötzlich als Volksverführer, als Leute, welche auf die unsauberen Instinkte der Menschennatur spekulieren, vor den Strafrichter gestellt werden sollen? Sind wir wirklich so entartet, so heruntergekommen? Haben wir das heilige Pfand, welches uns unsere großen Vorfahren überliefert haben, so schlecht verwaltet?

Auf diese Frage muß ich kurz antworten. Fast hundert Jahre lang hatten sich die deutschen dramatischen Dichter in dem Bannkreis bewegt, der ihnen von unseren Heroen, Schiller und Goethe, gezeichnet

worden war. So hatte sich schließlich ihre Kunst zu einem starren Schema versteinert; eine Tretmühle schulgemäßer fünffüßiger Jambendramen war entstanden, in der, wie es schien, die deutsche Dichtung zu arbeiten verurteilt war bis an das Weltende. Und das nannte man den dichterischen Idealismus!

Aber neue Zeiten brachen herein. Starke, junge, selbstbewußte. Und diese neuen Zeiten verlangten auch von den deutschen Dramen neuen Inhalt und neue Formen. Die Historie in der Behandlungsart, wie sie Schiller geschaffen hatte und wie sie unaufhörlich weiter gepflegt wurde, interessierte nicht mehr. Wenn Ludwig der Bayer und Friedrich von Schwaben sich versöhnt in die Arme fielen, dann rannte niemandem mehr eine sanfte Thräne der Rührung von den Wangen, und wenn Agnes Bernauerin von der Donaubrücke gestürzt wurde, dann schauderte niemand mehr — man gähnte einfach. Das war die Zeit, in welcher die Sardou und Dumas die Bänke der Theater füllten, in der ein damals sehr berühmter Komödiendichter sich die tiefsinnige Frage vorlegte, ob es nicht dramatisch notwendig wäre, an dieser oder jener Stelle einen Schrank umfallen zu lassen. Und das nannte man den deutschen Idealismus.

Das ist anders geworden. Wir haben ein deutsches Drama, das nicht mehr in Webers „Weltgeschichte" nach Stoffen herumstöbert, das nicht mehr den Franzosen ihre Kniffe und Schliche abguckt, das nicht mehr die Salonschwerenöter und die jüngsten Leutnants zu

dramatischen Helden erhebt. Wir haben ein deutsches Drama, welches — nach Shakespeares Weisung — versucht, dem Jahrhundert und dem Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.

Doch dieses Unterfangen war den Zionswächtern ein Greuel von Anbeginn. Sie haben wohl notgedrungen schweigen oder paktieren müssen, wenn die Volksstimme sich allzu energisch für uns aussprach; aber in der ersten ruhigen Minute waren ihre Lamentationen von neuem da. Die Klagen und Anklagen, die heute von den Bänken des Reichstags gegen uns geschleudert werden, sind uns längst nichts Neues mehr. Es ist das nicht ein Kampf gegen das moderne Drama allein, es ist der Kampf gegen die moderne Welt. Alles was sich gestaltet hat in Wissenschaft und Industrie, an neuen Lebensanschauungen und neuen Idealen, was aus dem Wirkungskreise priesterlicher Bevormundung zu persönlicher Selbständigkeit emporstrebt, ist und bleibt ihnen ein Greuel. Und da sie die moderne Welt nicht vernichten können, so versuchen sie wenigstens, ihr den Spiegel entzweizuschlagen, indem sie das werdende deutsche Drama zu Grunde richten.

Vielleicht erscheint diesem oder jenem unter Ihnen das, was ich sage, zu schwarzseherisch. Gestatten Sie mir, Ihnen den § 184 b — so weit er auf den Dramatiker Bezug nimmt — zu verlesen:

> Mit Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark wird be-

straft, wer öffentlich theatralische Vorstellungen, Singspiele, Gesangs- oder deklamatorische Vorträge, Schaustellungen von Personen oder ähnliche Aufführungen veranstaltet oder leitet, welche durch gröbliche Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls Aergernis zu erregen geeignet sind.*)

Im Gegensatz zu dem vorhergehenden, dem sogenannten Kunstparagraphen, hat sich hier ein Wörtchen eingeschlichen, welches scheinbar ganz harmlos ist. Im Kunstparagraphen heißt es: „Verletzung des Schamgefühls"; hier kommt etwas Neues, leicht Verletzliches hinzu: das „Sittlichkeitsgefühl". Das scheint auf den ersten Blick mit dem Schamgefühl identisch, eine quasi bedeutungslose Ergänzung oder Erläuterung des Begriffes „Schamgefühl". Und doch, so schwer wir unter den Folgen des Wörtchens: „gröbliche Verletzung des Schamgefühls" unter Umständen zu leiden haben würden — denn unser Schamgefühl kann dem eines sechzehnjährigen Pensionsmädchens nicht gleichen, und ehemalige Sergeanten, die Rubens und Böcklin aus den Schaufenstern entfernen lassen, beschämen auch noch das Pensionsmädchen durch eine weit zartere

*) Dieser Paragraph ist später in den sogenannten Kompromißanträgen nicht unwesentlich herabgemildert worden, doch kann auch jetzt noch der dramatische Autor dadurch, daß Aergernis erregende Handlungen des darstellenden Schauspielers (unter „Handlungen" sind nach den Entscheidungen des Reichsgerichts auch gesprochene Worte zu verstehen) mit schwerer Strafe bedroht sind, auf das empfindlichste geschädigt werden.

Ausbildung dieser doch spezifisch weiblichen Tugend — ich sage: so schwer wir darunter zu leiden haben würden, die eigentliche Gefahr liegt in dem Worte „Sittlichkeitsgefühl“ verborgen. Warum? — Weil uns Vertretern moderner Dichtung von Anbeginn vorgeworfen worden ist, daß wir eine Verwirrung sittlicher Begriffe verursachen.

Wie ist ein solcher Vorwurf möglich geworden?

Die ältere, romantisch-historische Dichtung, welche uns die Herren als alleiniges Vorbild anweisen, arbeitete häufig mit dem Schema: „gut und böse, Tugend und Laster“, — ganz nach dem biblischen Vorbilde: hier die Schafe, dort die Böcke — streng voneinander geschieden. Entweder ist der Held ein edler Mann, ein edles Weib — blau in Gold gemalt — oder ein Bösewicht — dann aber auch gründlich. Wer nun seine Gestalten nicht aus romantischen Nebeln hervortauchen läßt, sondern sie aus dem wirklichen Leben herausgreift, wird finden, daß es solche Tugendhelden und Bösewichter in Reinkultur nicht gibt, daß in jedem Menschen Gutes und Böses mannigfach gemischt, einander durchdringend und häufig auflösend, den Charakter durchsetzen, und daß nur dadurch, daß wir diesen Mischungen nachspüren, eine lebensvolle Gestalt zu stande kommt.

Aber ein Held, für den wir Sympathie empfinden müssen und der doch diesen oder jenen Flecken an sich herumträgt, hat bei denen, die Dichtung und Leben in gleicher Weise moralisierend gestaltet wissen

wollen, noch immer Anstoß erregt. Eine Frau, welche durch Leiden und Dulden uns menschlich nahe gekommen war, soll, wenn sie zur Sünderin wird, das Anrecht auf unsere poetische Anteilnahme verscherzt haben, oder — wir machen uns einer Laxheit sittlicher Begriffe schuldig. Wehe uns gar, wenn diese Sünderin nicht zum Schluß des letzten Aktes ihre exemplarische Strafe erhält und die reine Tugend nicht gehörig — sagen wir durch eine glückliche Verlobung — belohnt wird!

Daß zwischen dieser schematisierenden Weltanschauung und den Dichtern, die mit offenem Auge in das vielgestaltige Leben hineinblicken, ein Friedensschluß nicht möglich ist, werden Sie erklärlich finden. Das ist aber nur der Untergrund des Zwistes; der eigentliche Streitfall baut sich erst darauf auf. Die Sitte in ihren feineren Verzweigungen und ebenso das damit verbundene Sittlichkeitsgefühl sind nicht an starre Normen gebannt. Aendern sie sich schon von Ort zu Ort, von Landschaft zu Landschaft — und das ist auch im Reichstage ausdrücklich berücksichtigt worden —, so sind sie erst recht der Zeit nach immerwährendem Wandel unterworfen. „Alles fließt,“ sagt der alte Philosoph, und auch das Gefühl für das Schickliche und das Unschickliche, für das sittlich Klare und das sittlich Anfechtbare wird im großen Strom der Zeiten unaufhaltsam mitgerissen.

Die Dichtung nun und insbesondere das Gegenwartsdrama hat ein feines Ohr für den Pulsschlag

der Zeit. Sie fühlt den Widerstreit zwischen dem Niedersinkenden und dem Emporsteigenden, und dieser Widerstreit, der seinen Grund wiederum in dem Wandel sozialer Bildungen hat, ist der eigentliche Gegenstand aller und so auch unserer modernen Problemdichtung. Aber jene Herren haben dekretiert: Die Sitte wandelt sich nicht. Sie ist normiert durch die Bibel und den Katechismus und hat in diesem Stillstand zu verharren in alle Ewigkeit! Macht sie einen Schritt nach vorwärts, weicht sie nach rechts, nach links, so kann das nur eine Sittenverwilderung, eine Verlotterung des natürlichen Gefühls, kurzum einen Niedergang bedeuten; und eine Dichtung, welche von einem Wandel der Sitte Notiz nimmt, ruhig beschreibend, ohne die Schale ihres Zornes darüber zu ergießen, macht sich zum Mitschuldigen, verlottert wie die Sitte selbst und ist dann eben reif, „durch grobe Verletzung des Sittlichkeitsgefühls" Aergernis zu erregen, notabene mit Gefängnisstrafe bis zu einem Jahr ꝛc. geahndet zu werden.

Diese Auseinandersetzungen schweben nicht etwa in der Luft. Von den erfolgreichen Dramen des letzten Jahrzehnts dürfte kaum ein einziges die Fallgrube des § 184 b ungefährdet passieren. Von meinen eigenen Arbeiten habe ich aus naheliegenden Gründen zu schweigen. Zudem bin ich von dem Vorkämpfer des Zentrums bereits gebrandmarkt und gerichtet. Wenn noch irgendwo ein Zweifel bestand, wohin der Schlag

zielt, den jene Herren in petto haben, die Offenherzigkeit des Herrn Roeren hat ihn aus der Welt geschafft. Es handelt sich nicht um jene sogenannten Volksstücke, in denen bei bengalischer Beleuchtung Patriotismus und Tricot in schöner Verbindung auf der Scene erscheinen. Es handelt sich auch nicht um die französische Schwankware — die könnte schon heute ein einziger Zensurstrich von der Bühne fegen, — es handelt sich vor allem um das ernste, moderne deutsche Drama. Stücke, wie Hauptmanns „Weber", Halbes „Jugend", Wildenbruchs „Haubenlerche", auch Fuldas „Talisman", obwohl es einen Märchenstoff behandelt, würden fortan auf der deutschen Bühne nicht mehr möglich sein. Ein König in Unterhosen! Ich bitte Sie, welch eine Verletzung des selbstverständlichsten Schamgefühles! Und sorgen erst Priester und Staatsanwälte für den sogenannten „guten Geschmack", dann wird das Essen von Hundefleisch, wie es appetitverderbend auf sie wirkt, auch unsittlich und denunzierbar erscheinen.

Daß zu gleicher Zeit, mit derselben sittlichen Elle gemessen, unsere großen Klassiker von der Bühne verschwinden müßten, das hat im Reichstag der Abgeordnete Müller-Meiningen schon überzeugend dargethan. Wir können ja wohl annehmen, daß man vor ihnen wenigstens mit etlicher Scheu Halt machen wird, aber wenn der Fluch der Lächerlichkeit vor ganz Europa nicht wäre, wer weiß, ob man uns nicht

zwingen würde, auch unserem Shakespeare, unserem Goethe lebewohl zu sagen!

Auf eins muß ich noch eingehen: wie würde sich in der Praxis das deutsche Theaterleben in Zukunft unter der lex Heinze gestalten? Der Theaterdirektor reicht der Zensur nach wie vor das Stück ein; diese macht ihre Striche, ihre Ausstellungen wie bisher. Nehmen wir an, sie sage „ja", — denn sagt sie „nein" und stimmen die höheren Instanzen ihr zu, so ist ja das Stück von vornherein für die Bühne verloren; doch wäre dies, verglichen mit einem späteren Prozesse, das bei weitem kleinere Uebel, denn nun richtet der Theaterdirektor seine Pläne auf das Stück ein, er läßt Dekorationen malen, schließt Engagements ab, hält wochenlang Proben ab, kurz, er macht alle die Aufwendungen, welche die sorgfältige Inscenierung einer dramatischen Arbeit verlangt. Der Abend der Première kommt, das Stück gefällt, hat Erfolg, — hat großen Erfolg, — denn nur die großen Erfolge sind es, welche die Denunziationssucht entfesseln werden; die kleineren haben längst ausgeatmet, wenn ihr Ruf über die Grenzen der litterarisch interessierten Welt hinausdringt. — Eines schönen Tages fällt es einem der bestallten Tugendwächter, die wohl ebenso die Theater durchstöbern werden, wie Herr Roeren jetzt schon die Kunstläden, fällt es dem also ein, eine Denunziation beim Staatsanwalt einzureichen. Nun meine Herren, wie Staatsanwälte im stande sind,

zu fühlen und zu verfahren, das haben uns ja jüngst die Ausführungen des Herrn Staatsanwalt Romen bewiesen. Ich darf danach wohl schlankweg annehmen: der Denunziation wird Folge gegeben, die Anklage wird erhoben, und — nun sind wir beim springenden Punkte angelangt — das Stück wird bis zum Austrage des Prozesses verboten. Denn darüber kann kein Zweifel obwalten, daß man ein unter Anklage stehendes Werk nicht wird weiter spielen lassen, bis alle Instanzen darüber geurteilt haben. Wie das gemacht wird, ob durch Beschlagnahme des Souffleurbuches, durch Zurücknahme der Aufführungserlaubnis, oder auf irgend einem anderen Wege, läßt sich vielleicht auch von Juristen heute noch nicht übersehen, aber es wird gemacht werden.

Was wird die Folge sein? Der Ruin des deutschen Theaterlebens. Wer die Theaterverhältnisse Berlins, welches für Deutschland maßgebend ist, einigermaßen kennt, weiß, daß die Erfolge dünn gesät sind. Ein Theaterdirektor ist sehr froh, wenn er im Laufe einer Wintersaison einen einzigen großen Erfolg zu verzeichnen hat. Damit kann er die Unterbilanz, welche die Miß- und Scheinerfolge, die kleinen und die Achtungserfolge verursacht haben, wieder wett machen. Wird ihm nun die Möglichkeit geraubt, diesen großen Erfolg auszunutzen, dann ist er verloren und muß über kurz oder lang, in demselben oder im nächsten Winter, sein Theater schließen.

Lassen wir das Schicksal des Theaterdirektors beiseite und verfolgen wir das angeklagte Stück weiter. Es kommt zur festgesetzten Zeit vor die Richter. Ja, das hat im Reichstag niemand geleugnet, daß unsere Richter, so wackere und wohlwollende Männer sie sein mögen, künstlerischen Dingen in bei weitem den meisten Fällen weltenfern stehen. Wie leicht können sie sich ein falsches Bild von den Absichten des Autors, von den Wirkungen des einzelnen Wortes bilden, wie sehr würde es auf die Darstellung ankommen, die ihnen gegeben wird!

Lassen Sie mich auf einen besonders krassen Stoff Bezug nehmen, der auch Ihnen allen sittlich recht bedenklich erscheinen wird: Der Gast eines Hauses ist im Begriffe, die Frau seines Gastfreundes, die sich in der Nacht im Nachtgewande von dem ehelichen Lager weg zu ihm geschlichen hat, zu verführen. Sie kannten sich bis zu diesem Tage nicht, doch mit einemmale, mitten in ihren Erzählungen wird ihnen klar, daß sie fleischlich verwandt, daß sie Bruder und Schwester sind. Aber anstatt daß sie schaudernd vor der Sünde zurückweichen, steigert diese Entdeckung noch ihre erotische Glut, und der Vorhang fällt über einer Liebesekstase, wie sie in den Bühnendarstellungen aller Völker und aller Zeiten ihresgleichen nicht hat.

Sie haben längst erraten, daß ich den ersten Akt der Walküre im Auge habe. Werfen Sie mir nicht ein, es handle sich um ein Musikdrama. Musik ist nur geeignet, erotische Stimmungen noch zu steigern. Und

trotzdem hat uns dieser erste Akt hingerissen, begeistert und mit Empfindungen höchster, reinster Tragik entlassen.

Wenn nun meine Inhaltsangabe ruhig und objektiv, wie ich versucht habe, sie Ihnen zu geben, deutschen Richtern erzählt würde, was könnten sie anders, als dieses Stück verwerfen und verdammen? Ich selbst zum Beispiel, der ich mich mein Leben lang mit Dingen der Kunst und des Theaters beschäftigt habe, gestehe offen, ich würde, wenn man mir diese Inhaltsangabe erzählen würde, ohne daß ich von dem Stücke je gehört hätte, ich würde mit Empörung erklären: „Dergleichen gehört nicht auf die Bühne.“

Damit will ich nur sagen, wie blutwenig der Stoff, das einzelne gesprochene Wort, der einzelne von dem Ganzen getrennte Vorgang in einem Bühnenwerk bedeuten, wie unendlich viel mehr die künstlerische Form, die Wechselwirkung der Teile, die Absicht des Ganzen zu sagen haben. Wäre die Walküre nicht in alle Länder gedrungen, stände ihre Aufführung jetzt noch in Frage, die Welt würde um eins ihrer höchsten künstlerischen Besitztümer ärmer sein.

Und statt dessen, was wir unter der lex Heinze verschwinden sehen müßten, was im Keime erstickt, was als Buchdrama in den Leihbibliotheken vermodern würde, welche Art von dramatischer Kunst würde uns beschert sein? Die dramatische Kunst nach dem Herzen der Herren Roeren und Genossen, die desinfizierte Kunst, die offizielle Kunst, wie würde sie aussehen?

O weh! O weh! Von dem Rasseln der Kettenpanzer, von dem sinnenden Lächeln blumenpflückender Mägdelein, dem ewigen Geleier abgestandener Epigonenphrasen können wir uns wohl jetzt schon eine Vorstellung machen. Große dramatische Ahnengalerien würden auf der Bildfläche erscheinen. Wir haben in Deutschland — ich weiß nicht wieviel — Fürstenhäuser. Denken Sie, wenn die Dichter in Dresden, in München, in Schleiz-Greiz-Lobenstein all die Heldenthaten der fürstlichen Vorfahren, der Wettiner, der Wittelsbacher und so fort, dramatisch feiern wollten — und müßten! Malen Sie sich aus, wie oft wir am Schlusse des fünften Aktes von einem begeisterungsvoll Sterbenden die Schlacht von Sedan und die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthrons zu Versailles prophezeit bekommen würden! Welch ein künstlerisches Elend! Und nun das soziale, das moderne Drama? Wie oft würden wir die bösen Reichsfeinde durch schwungvolle Reden an die Wand geschmettert sehen! Wie oft würden streikende Arbeiter durch die sanften Mahnungen des Ortsgeistlichen zu ihrer natürlichen Pflicht zurückgeführt werden! Wie oft würde — um mit dem Nützlichen auch das Angenehme zu vermählen — Minchen, das blonde Minchen, ihren Referendar bekommen, den tüchtigen Referendar, der es noch einmal bis zum Landrat bringen wird! Ja, und das wird sich dann gerne wieder „Idealismus“ nennen lassen.

Und warum das alles, meine Herren? Es ist behauptet worden, nicht bloß von seiten der reaktionären Partei, sondern auch vom Regierungstische her, daß sich Deutschland in einem sittlichen Niedergang befindet. Als Beweis führt man an, daß sich die Zahl der Sittlichkeitsvergehen in den letzten zehn oder zwanzig Jahren verdoppelt habe. Den Konsequenzen, die man hieraus zieht, ist unter anderen schon von einer hohen juristischen Autorität, dem Reichsgerichtsrat Stenglein, aufs nachdrücklichste widersprochen worden; aber mir scheint, wir brauchen keine juristischen Autoritäten, um zu wissen, daß jene Herren im Irrtum sind, denn ein Volk, das so arbeitet wie das deutsche, kann sittlich nicht niedergehen. Mit jeder Verlotterung der Sitten ist zunehmende Trägheit verbunden, ihr geht die Trägheit als Fäulniserreger vorauf. Vergleichen Sie das Deutschland von heute, in dem alle Hände sich regen, in dem kein Geist eine Stunde lang ruht, mit dem Deutschland von vor dreißig Jahren, das in behäbigem Bierphilistertum sich's wohl sein ließ, wo tausend Kräfte in der Enge der Verhältnisse verkümmerten. Einstmals sagte Goethe, man solle das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufsuchen; heute würde es ihm schwer werden, das deutsche Volk anderswo zu finden als bei seiner Arbeit. Und darum glaube ich nicht an Deutschlands sittlichen Niedergang.

Aber weil die Zahl der Sittlichkeitsvergehen sich

um siebentausend Fälle vermehrt hat, darum sollen die deutschen Dichter dafür büßen? Welche Logik! Aus der Haut der deutschen Künstler und Dramatiker schneidet man die Riemen, mit welchen man das Laster aus der Welt hinausprügeln will.

Wir alle kennen das Schillersche Gedicht: „Die Teilung der Erde“. Zeus vergibt die Welt, ein jeder bekommt seinen Teil; nur der Dichter, der, in seine Träume versunken, das Fordern vergessen hatte, geht leer aus. Er tritt vor den Thron des höchsten Gottes und beklagt sich.

„Was thun?“ spricht Zeus — „die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt sind nicht mehr mein;
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.“ —

Heute, ein Jahrhundert nach Schiller, hat sich die Stellung des Poeten entschieden verbessert; ihm wird auch auf Erden eine Heimat zugeteilt, in der lex Heinze, zusammen mit den Zuhältern und den Dirnen — da ist er würdig untergebracht.

Ich komme zum Schluß. Als Richard Wagner, der Dichter-Komponist jener unsittlichen Walküre, die größte künstlerische That des neunzehnten Jahrhunderts, den „Ring der Nibelungen“, zum erstenmal in Bayreuth der staunenden Welt gezeigt hatte, da trat er vor die Gardine und sprach in den Jubel der Zuhörerschaft hinein die stolz-bescheidenen Worte: „Wenn Sie wollen, dann haben Sie eine Kunst.“ Ja, auch

wir wollen eine Kunst haben, eine echte, freie, deutsche, bodenständige Kunst; ja wir können es vielleicht sogar, aber wir dürfen nicht. Die Herren Roeren und Genossen, der Staatsanwalt und der Strafrichter erlauben es nicht. Dagegen gilt es mit Hohn und mit Entrüstung sich zu erheben. Wir sind stillschaffende Menschen gewesen, wir haben in den Ateliers, auf den Bühnen, vor unseren Schreibpulten gestanden und uns um die Händel der Welt nicht gekümmert. So konnte uns eines Tages der Boden unter den Füßen hinweggezogen werden, ohne daß wir es merkten. Wir werden aus unseren stillen Werkstätten auf den Markt des Tages hinausgetrieben, wir werden zu politischen Agitatoren gemacht.

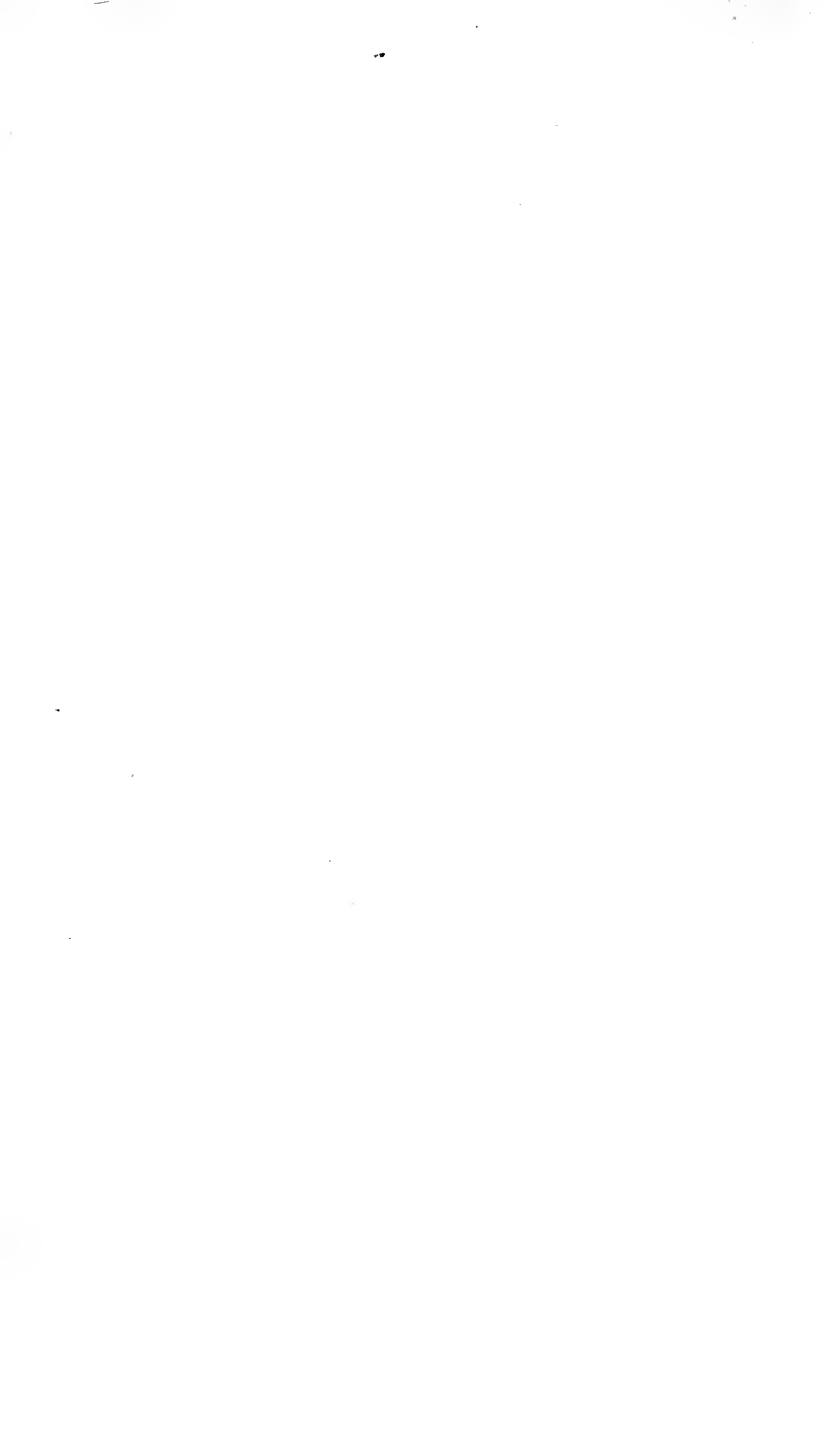
Es regt sich spät unter den deutschen Künstlern, aber nicht zu spät. Noch können wir unserem Vaterlande die Gefahr klar machen, in der seine Kunst und Litteratur im Augenblicke schweben, und das Versprechen wollen wir Schaffenden uns gegenseitig geben, daß wir nicht eher rasten und ruhen und nicht eher vom politischen Kampfplatze abtreten werden, als bis wir uns die Freiheit und den Frieden unserer Werkstätten zurückerobert haben, bis die Schmach, mit den Dirnen und Zuhältern in einen Topf geworfen zu sein, von uns genommen ist. Ich, meines Teils, verspreche es Ihnen!



Rede,

gehalten im Festsaale des Berliner Rathauses
am 25. März 1900.







Meine Herren!

Es möge mir vergönnt sein, aus den überzeugenden Darlegungen meiner verehrten Herren Vorredner eine Art von Facit zu ziehen. Wir wollen gerne anerkennen, daß die Kompromißanträge, wie sie den Reichstag in der dritten Lesung der „lex Heinze" beschäftigt haben, eine Abschwächung des ursprünglich geplanten Attentats auf die Freiheit künstlerischen Schaffens bedeuten, aber wir sind weit davon entfernt, zuzugeben, daß die Gefahr, die über den Häuptern der deutschen Künstler und Dichter schwebte, damit aus der Welt verschwunden ist. . . .

Solange der neu geschaffene Begriff der gröblichen Schamverletzung durch nichts Unzüchtiges auch auf Werke ernsten und reinen künstlerischen Strebens angewandt werden kann, solange der sittlich entrüstete Denunziant, der pflichteifrige Polizist, der Staatsanwalt, der Strafrichter, und im Verein mit allen vieren der ästhetisch undurchgebildete Normalmensch zu entscheiden haben soll, was in deutschen Landen Kunst ist und was nicht, so lange

werden die Befürchtungen nicht schwinden, die sich der deutschen Kunstwelt bemächtigt haben.

Und weil wir nicht müde werden dürfen, unsere Positionen zu verteidigen, darum haben wir Sie, meine Herren, hierher an diesen feierlichen Ort geladen, der uns von den städtischen Behörden in gütiger Weise zur Verfügung gestellt wurde, denn wir wollten abseits von der Erregung der Volksversammlungen miteinander beraten und unseren Freunden ans Herz legen, was uns bedrückt. Wir wollten noch einmal der ganzen kunstliebenden deutschen Welt zurufen, daß wir die auf uns gemünzten unglücklichen Paragraphen der lex Heinze als eine unerhörte Belästigung unseres Gewissens empfinden, daß wir dieses Gewissen frei und stolz erhalten wollen, und daß es sich nicht geziemt, uns einen künstlichen Morast voll künstlicher Sünden zu schaffen, in dem die Unbefangenheit unseres Gestaltens rettungslos versinken muß.

Das wollten wir. Und wir wollen mehr.

Meine Herren, es ist ein bemerkenswertes Zeichen unserer Zeit, daß gewisse allgemeine Redewendungen, die lange Jahre als abgegriffene Phrasen galten, heute keine Phrasen mehr sind. . . . Worte wie „Freiheit der Kunst“, „Unantastbarkeit der Wissenschaft“, „Einbruch der Barbarei“, „Kampf gegen das Dunkelmännertum“ u. s. f. dürfen wir heute wieder ohne Schamerröten, ohne an den Jargon biederer Bezirksvereinler zu erinnern, in den Mund nehmen. Sie haben

eine neue Bedeutung, einen neuen Inhalt bekommen. ... Das heißt: die Gefahren, die Jahrzehnte hindurch für immer gebannt schienen, sind wieder heraufgezogen und zwingen uns, die alten, etwas staubig gewordenen Waffen aus dem Winkel hervorzuholen. Aber diese Waffen schlagen scharf und treffen sicher wie je.

Wie hat es zugehen können, daß die Sturmzeichen, die wir alle in unseren Gliedern fühlen, weit über die Bedeutung der lex Heinze hinaus uns von neuem bedrohen können?

Und da es immer gut ist, für alles Unheil, das geschieht, die Schuld zuerst bei sich selber zu suchen, so schauen wir einmal im eigenen Lager nach. Verschulden gibt's. da genug. Die lange Waffenruhe hat uns nicht wohlgethan. Viele der Unseren sind lasch und träge geworden. Eine gewisse Blasiertheit in Fragen der Weltanschauung, in Fragen nach den letzten Daseinsgründen hat sich eingeschlichen.

Bei vielen wissenschaftlich Denkenden und künstlerisch Phantasierenden ist die Angst vor dem Gemeinplatz ein Hauptmotiv dafür, sich auf Abwege zu begeben. Wie es als Zeichen der Halbbildung verabscheut wird, etwa ein Citat aus Schillers Glocke in die Rede einzustreuen, so wird ein Wiederholen oft gesagter Wahrheiten, ein Weiterschaffen in altgeprägten Formen leicht als ein Armutszeugnis für den eigenen Intellekt, als eine Selbsterniedrigung empfunden.

Auf diese Weise entsteht häufig aus bloßer Lust am Geistreichsein ein freundlich-höhnisches Paktieren mit dem Todfeinde. Und wie in der Zeit der Romantik gerade scharfe und zersetzende Geister es liebten, sich mit Weihrauchwolken zu umgeben, so fing man auch jetzt bereits wieder an, mit den streitbaren Gründen des Gegners wie mit einem lieben Spielzeug zu jonglieren. Solch ein Spiel aber ist gefährlich. Dabei gewinnen thut nur der Gegner.

Und weiter! In der Kunst und Litteratur fing an sich ein weltfremdes und hochmütiges Hyperästhetentum heimisch zu machen, das in gewollt unverständlicher Ausdrucksweise zu sprechen beliebt und es vorzieht, sich nur an wenige erhabene und eingeweihte Geister zu wenden. Ein müder und unfruchtbarer Ich-Kultus fand sich hinzu, der die Sorgen des Gemeinsinns als gemein empfindet und allen Fragen, die die Zeit bewegen, mit überlegener Ignoranz gegenübersteht. — Und inzwischen ergingen sich die verschiedenen Schulen und Cliquen in einem endlosen ästhetischen Gezänke, das viele Kräfte unterband und die eigentliche Produktion nicht um einen Schritt vorwärts brachte.

In diese streng abgeschlossene Kunst- und Litteraturwelt, aus der nur die wahrhaft Schaffenden sich hinauszutasten versuchten, fiel mit einemmal wie eine Bombe die lex Heinze — gefahrdrohend, aber zugleich auch neues, reges Leben bringend.

Männer, die einander geistesfremd, wenn nicht voll innerer Feindseligkeit gegenübergestanden hatten, fühlten sich als Heimatsgenossen und nah verwandt gegenüber der gemeinsamen Fremde, gegenüber dem gemeinsamen Feinde.

Eine Vereinigung, wie wir sie heute hier erblicken, eine Vereinigung von Männern der Wissenschaft, der Kunst, der Litteratur, aus deren verschiedensten Richtungen stammend — und doch alle von demselben Gedanken getragen, von demselben Trotze beseelt, hätten wir noch vor vier Wochen für unmöglich gehalten.

Wir alle sind uns unserer gemeinsamen Mission mit Kraft und Stolz bewußt geworden. Wir sind nicht dazu da, als Stiefkinder der Nation gemaßregelt und je nach der Gunst und Ungunst der Parteien hin und her geschoben zu werden. Wir fühlen, daß, wie wir eine bewegende Kraft im Kulturleben der Nation sind — und wahrlich nicht die geringste —, wir auch ein Machtfaktor in ihr werden müssen. ... Zur Machtlosigkeit waren wir verdammt, weil wir den Weg zu einander nicht finden konnten, und diesen Weg haben uns unsere Feinde gewiesen.

Darum ist es eine notwendige Folge der Geschehnisse, daß wir nicht wieder sang- und klanglos auseinandergehen. Wer weiß, ob der nächste Angriff den unsere Gegner planen, nicht so stark und unvermutet über uns hereinbricht, sich mit einem solchen

Schein von Recht umkleidet — der findet sich da drüben leicht, wenn nur der Fanatismus da ist —, daß uns alsdann der Mut und die Widerstandskraft fehlen würden, uns von neuem zu einander zu scharen und unseren gemeinsamen Einspruch in die Wagschale zu werfen! . . . Wir sind wohl eingedenk, welchen Dank wir den politischen Parteien schulden, die mit Inanspruchnahme der äußersten parlamentarischen Mittel für unsere Wünsche gekämpft haben, aber uns allein auf sie verlassen — das dürfen wir nicht. Sie können von dem Normalmenschen, wenn er nur in der nötigen Masse gegen sie auftritt, zu allererst auseinandergesprengt werden. Und auch im Kampfe für uns müssen sie fühlen, daß die wahrhaft Gebildeten aus weiten Kreisen der Nation mit freudigem Zuruf hinter ihnen stehen.

Aus diesen Gründen, meine Herren, bin ich beauftragt, Ihnen von der vollzogenen Begründung eines Bundes Mitteilung zu machen, welcher den Zweck hat, Vertreter der Kunst, der Wissenschaft, der Litteratur mit allen Freunden unserer Sache zu wirksamem Schutze der Lehr- und Schaffensfreiheit dauernd zu vereinigen.

Wir haben die Männer der Wissenschaft, die uns vom Beginn unseres Kampfes an hilfreich zur Seite gestanden haben, aufgefordert, auch ferner mit uns gemeinsame Sache zu machen. Heute sollen Kunst und Litteratur getroffen werden, vor wenigen Jahren

wollte man mit ähnlichen Mitteln der freien Forschung zu Leibe, und die Anzeichen mehren sich leider von Tag zu Tag, daß es nicht mehr lange dauern wird, bis wir einen neuen Vorstoß gegen die Freiheit der Wissenschaft erleben werden. Dann soll die Gelehrtenwelt uns alle, Künstler, Litteraten und Presse, Mann für Mann an ihrer Seite finden. Darum gehören in diesem Verteidigungskampfe Wissenschaft und Kunst eng zu einander, darum haben sie die Pflicht, jederzeit Schulter an Schulter zu stehen.

Aber wir wollen uns auch nach außen hin nicht engherzig abschließen. Jeden Freund unserer Sache, ob Mann, ob Weib, ob einflußreich, ob still vor sich hinlebend, heißen wir als Mitkämpfer freudig willkommen.

Um den Namen eines solchen Bundes brauchen wir nicht verlegen zu sein. Hierfür sind uns die Münchener mit gutem Beispiel vorangegangen. Und selbst, wenn wir die Anregung ablehnen wollten, die uns aus Bayerns Hauptstadt gekommen ist, wenn wir nach eigenem Bedünken auszögen, um für unsere gute Sache einen Schutzpatron, eine Fahnenaufschrift zu suchen, wo in aller Welt könnten wir einen Namen finden, der geeigneter wäre, der uns lieber und leuchtender und — ich darf sagen — heiliger erschiene, als den Namen — Goethe?

So haben wir unsere Vereinigung, dem Münchener Beispiel folgend, Goethebund genannt. Drei

Männer, von uns allen geschätzt und verehrt, die bildende Kunst, die Wissenschaft, die Litteratur repräsentierend, haben sich an seine Spitze gestellt: der Präsident der Akademie, Geheimrat Ende, Professor Theodor Mommsen und Friedrich Spielhagen. Das Komitee, das Sie hierher geladen hat, tritt bis auf weiteres geschäftsführend für ihn ein.

Das nächste praktische Ziel, welches unser „Goethebund“ sich steckt, dürfte ein ausgiebiger Rechtsschutz in allen den Fällen sein, in denen die lex Heinze, mit deren Annahme wir rechnen müssen, ihre Arme allzu fürsorglich in das Gebiet der reinen Kunst hinüberstreckt. Der Künstler oder sein geschäftlicher Vertreter, der Kunsthändler, würde vereinzelt den Warnungen der polizeilichen Organe macht- und mutlos gegenüberstehen. In den meisten Fällen würde er es gar nicht wagen, den Weisungen des Schutzmanns, der als hütender Cherub in seiner Ladenthür steht, nachhaltig Trotz zu bieten. Auf eine Gefängnisstrafe, wie sie ihm winkt, sobald in dem nachfolgenden Prozesse der Normalmensch sich gegen ihn erklärt, würde er es kaum jemals ankommen lassen, wenn er sich ohne Schutz und moralischen Rückhalt fühlt. Diesen Schutz, diesen Rückhalt zu bieten, soll vor allem die Aufgabe des „Goethebundes“ sein.

Was weiter geplant werden kann, was sich in der Folge naturgemäß entwickeln muß, das mag für heute aus dem Spiele bleiben. Ins Ungewisse hinein

wollen wir nicht bauen, aber wir wollen auch dem Ungewissen gegenüber gewappnet sein.

Sie, meine Herren, sind als die ersten von uns eingeladen, sich uns anzuschließen, mit uns gemeinsam den Goethebund Berlins zu bilden, dessen endgültige Form, statutarisch geregelt, Ihnen später unterbreitet werden soll. Für heute wünschen wir nichts, als den Ausdruck Ihrer Bereitwilligkeit, sich dem von mir nach Zweck und Umfang skizzierten neuen Bunde anzugliedern, der von hier und München aus seinen Wirkungsbereich hoffentlich bald über die ganze deutsche Erde erstrecken wird.

Ich komme zum Schluß.

Wer dafür ist, dem Goethebunde Berlins — der sich zu Schutzmaßnahmen gegen alle etwa sich zeigenden, die Freiheit der Kunst und Wissenschaft bedrohenden Erscheinungen gebildet hat — beizutreten, der erhebe die Hand.

(Die Versammlung trat auf diese Aufforderung hin einstimmig dem soeben proklamierten Goethebunde bei.)





Rede,

gehalten in der ersten Versammlung des Münchener Goethebundes am 8. April 1900.



Meine Herren!

Wenn ich mir gestatte, zu Ihnen zu sprechen, so geschieht es vornehmlich, weil die gütige Einladung Ihres Vorstandes mir die Befugnis dazu gegeben hat, dann aber auch, weil ich nicht nur für meine Person, sondern ebenso als Vertreter Ihrer Brudervereinigung, des Berliner Goethebundes, hierhergekommen bin, um für unsere Bestrebungen Fühlung mit Ihnen zu gewinnen und ein innig kameradschaftliches Verhältnis anzubahnen.

Ich bringe Ihnen viele treue und freundschaftliche Grüße aus dem Norden.

Wir sind froh, Schulter an Schulter mit Ihnen zu kämpfen, und wie wir die Ergänzung dessen bilden, was Sie anstreben, so hoffen wir auch in Ihnen die Ergänzung für alles das zu finden, was uns als Richtschnur und als Ziel vor Augen steht.

Und dieses Ziel ist nicht niedrig gesteckt.

Gelingt uns nur ein Bruchteil von dem, was wir im Sinne haben, dann dürfen wir den Herren Dank wissen, die uns durch ihren Angriff zu einander

getrieben haben, dann hat die lex Heinze Großes an uns gethan.

Mit deren geistigen Vätern, den Herren Roeren, Stöcker und Genossen abzurechnen, halte ich für überflüssig. Diese Herren werden uns nicht, wir werden sie nicht überzeugen. Ihre Namen sind uns gleichgültig, ihre Beleidigungen treffen uns nicht, sie sind uns nichts weiter, als die zufällige und momentane Verkörperung des großen Nachtprinzips, mit dem die Kultursonne an jedem neuen Jahres- und Jahrhundertmorgen neu zu kämpfen hat.

Schwerer ist unser Stand den Männern der Regierung gegenüber. Wie weit sie die Schiebenden, wie weit die Geschobenen sind, das wird sich von uns kaum ergründen lassen. Ich persönlich — und ich spreche jetzt nur noch für meine Person — habe die Ueberzeugung, daß sie der deutschen Kunst nicht im mindesten wehe thun wollen, daß sie ihr aber mit vollendeter Gleichgültigkeit gegenüberstehen. Sie scheinen uns Künstler als eine Art von trotzigen Kindern zu betrachten, die, von Versuchern aufgehetzt, über ein Unrecht grollen, das ihnen niemand angethan hat.

Dieser bedauerlichen Verkennung gegenüber ist es immer von neuem unsere Pflicht, die große Kulturbewegung, die im Augenblicke durch Deutschland hinrollt, in ihrem Wesen und ihrer Berechtigung klarzustellen.

Es hat Zeiten gegeben — sogar in Deutschland hie und da —, in denen die Werke des Dichters, des Künstlers als die eigentliche Ernte des nationalen Lebens betrachtet wurden, in denen ein jeder, der auf Bildung Anspruch machte, mit Sorge oder Wohlgefallen die Entwickelung des einzelnen Talents verfolgte, in denen das Gelingen einer neuen großen künstlerischen Arbeit als eine Bereicherung des Nationalschatzes allseitig, selbst von den Mächtigen im Lande, mit Freuden begrüßt wurde. — Dergleichen verlangt heute niemand unter uns, denn wir sind sehr bescheiden geworden. Wir wünschen nichts weiter, als in selbstgewählter Stille der Ausgestaltung unserer Ideen leben zu dürfen — ungestört durch blinkende Auszeichnungen und vergängliche Gnaden, unter deren Last schon mancher robuste Nacken gebeugt bis an sein Schaffensende dahinschlich. Wir wollen keine Dichterpensionen und Ehrengehälter, aber freilich mit unseren Werken dem Strafrichter überantwortet zu werden, das wünschen wir auch nicht. In Ruhe gelassen wollen wir sein. Weiter nichts.

Es sei ferne von mir, uns hier ein Loblied zu singen. Fehler und Schwächen gibt es genug in unseren Reihen, und wenn der Alp, der uns heute bedrückt, von uns genommen ist, dann wird es für uns an der Zeit sein, die Sonde unbarmherzig ins eigene Fleisch zu senken. Solange jene Herren nichts weiter gegen uns zu sagen wissen, als thörichte All-

gemeinheiten: wir seien ein entartetes Geschlecht, ein Volk von Spekulanten, ein Pfuhl des Lasters und der Unnatur, und was sich sonst im Stil des Pelikan und der pietistischen Sonntagsblätter an Blödsinn wohl aufbringen läßt, so lange würde es sich vielleicht kaum einmal lohnen, unser Hohngelächter in einen Aufschrei wirklicher Empörung umzuwandeln. Unsere Bilder, unsere Stücke haben sie nicht gesehen, unsere Bücher haben sie nicht gelesen, alles kennen sie nur vom Hörensagen. Von Goethe wissen sie, daß er ein großer Heide war, sonst nichts, — von Heyse, daß er einen Roman geschrieben hat, der sich nicht „Die Kinder der Kirche", sondern „Die Kinder der Welt" betitelt, — von Böcklin, daß er eine Anzahl wenig bekleideter Herren und Damen gemalt hat, für die es nur eine Entschuldigung gibt, daß sie bisweilen in zwei Bocksbeine, bisweilen in einen Fischschwanz endigen, was weniger unmoralisch, weil es doch so unwahrscheinlich ist. — Gehen sie in ein Theater, so können sie nur durch die Möglichkeit einer späteren Denunziation wieder auf ihre Kosten kommen, besuchen sie eine Kunstausstellung, so ist die Aussicht auf eine saftige sittliche Entrüstung die einzige Hoffnung, die sie in diese Hölle mit hineinnehmen.

Mit solchen Leuten sich zu beschäftigen, wäre für einen, der gerade nichts Besseres zu thun hat, an sich ganz humorvoll, aber hinter ihren Lamentationen

sollen fortan Strafparagraphen stehen, auf ihr Verlangen hin soll der ganze Apparat, der die verbrecherischen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft in Schach hält, gegen uns oder unsere Vertreter, die Kunsthändler und Schauspieler, mobil gemacht werden. Und da hat wohl jeder Humor ein Ende.

Nun dürfen wir ja wohl so kühn sein, anzunehmen, daß eine litterarisch-künstlerische Weltanschauung, wie sie etwa in dem fingierten Interview des Herrn Roeren so überaus glaubhaft niedergelegt ist, nicht allsobald in die strafrechtliche Praxis umgesetzt werden wird, aber wenn die Herren des Zentrums die künstlerische Desinfizierung des deutschen Volkes, die moralische große Wäsche nun einmal in Generalentreprise genommen haben und sich dementsprechend weiter gebärden, so wird sich auch zu allen Zeiten irgend eine andere Gesetzesvorlage im Hintergrunde vorfinden, deren Annahme der Regierung von höchster Wichtigkeit ist und um derentwillen das Zentrum bei guter Laune gehalten werden muß. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, und irgend ein hübsches, nacktes Kunstwerk oder auch schließlich die Freiheit der Kunst selber gibt man um einen so hohen Preis — ob gern, ob ungern — wohl dahin.

Ein Erfolg, den diese Art von Gesetzgebung notwendigerweise haben muß — weit über den Bereich des Strafrichters, weit über die kühnsten Träume des Herrn Roeren hinaus — ist von den maßgebenden

Faktoren noch niemals in Rücksicht gezogen worden: das ist die Vernichtung der Unbefangenheit bei den Schaffenden ebensowohl wie bei den Genießenden. Hier handelt es sich um psychologische Vorgänge, die sich jeder öffentlichen Kontrolle entziehen und die fast unbewußt oder selbst wider Willen in Aktion treten.

Ich habe mit einer Anzahl kunstverständiger Leute gesprochen, die mir voll Aerger gestanden, daß sie, seitdem alle diese Fragen die Gemüter beschäftigen, viele Darstellungen des Nackten, die sie früher mit ruhiger Selbstverständlichkeit genossen hatten, kaum noch auf die ästhetischen, sondern fast nur auf die soi-disant moralischen Qualitäten hin anzusehen im stande seien.

Vor ein paar Tagen blieb ich vor dem Schaufenster eines Berliner sezessionistischen Kunstladens stehen — es war der von Keller und Reiner — manche unter Ihnen werden ihn kennen. Da war ein Cyklus von Klingerschen Radierungen ausgestellt. — Neben mir standen mit Mappen unter dem Arme zwei Kunstjünger, die sich eifrig über eine Aktstudie, welche darunter war, unterhielten. Aber nicht etwa über die Anatomie des Muskelspiels oder die Vergeistigung der Bewegung oder sonst etwas, was diese Herren vornehmlich hätte interessieren können, sondern einfach darüber, ob diese Studie nicht doch etwa aus dem Schaufenster entfernt werden könnte oder

müßte. ... Da haben Sie schon eine Frucht des Gesetzes, noch bevor es Gesetz geworden ist. Und wenn das am grünen Holz geschieht! ...

Wie viel besser waren von jeher die romanischen Völker daran! Wir haben uns zum künstlerischen Sehen und Genießen erst zu erziehen, sie sind seit vielen Generationen bereits erzogen.

Als ich vor Jahren zum ersten Mal und dann wieder und wieder nach Paris ging, da wurde ich von Neid verzehrt. Ich sah die Statuenwälder in ernster oder heiterer Nacktheit in den Anlagen emporgesprossen und rings um sie Kinder und junge Mädchen fröhlich und harmlos sich ergehen. Ich sah die engen, kümmerlichen Schauspielhäuser, in denen allabendlich eine im Ernst und im Lachen gleich andächtige Menge sich drängte.

Ich bin einstmals aus einem Schauspiel von Portoriche, das voll geistiger Freiheit subtile Probleme des Ehelebens behandelte, hinausgelaufen, weil ich den zarten, innigen Konnex zwischen Publikum und Bühne, den Konnex zwischen Welt und Kunst, zwischen jahrhundertalter ästhetischer Kultur und alter, durch Jahrhunderte geschulter Kunstübung nicht ertragen konnte, denn ich mußte, was ich sah, mit unserem armen, befangenen, durch sogenannte Familienlustspiele ausgepowerten Deutschland vergleichen. Das war damals.

Und heute? Zehn bis fünfzehn Jahre später?

Heute beginnen die Märkte unserer deutschen Städte sich mit figurenreichen Brunnen fröhlich zu beleben — wie einst in den goldenen Zeiten der Renaissance. Und diese Figuren sind, horribile dictu, meistens splitternackt, denn das Wasser duldet kein Gewand; ein Zeugnis menschlicher Schönheit sind sie — und erziehen zur Schönheit.

Heute haben sich unsere Dramatiker ihren Platz in der Welt erobert, heute folgt unser Publikum mit der gleichen Andacht schwereren und spröderen Problemen als jenes drüben.

Das haben wir in dieser kurzen Spanne Zeit erreicht, und das soll uns wieder genommen werden.

Meine Herren, über ganz Deutschland hin gewahren wir mit freudigem Stolze ein freieres Regen der Kräfte. Auf allen Gebieten, in Industrie und Technik, im Erziehungs- und Fortbildungswesen, in Land- und Hauswirtschaft, überall waltet ein kühnerer, dem Schlendrian entgegenarbeitender neuer Geist. Dreißig Friedensjahre voll wachsenden Wohlstandes, mit einem über die Erde sich ausbreitenden Handel beginnen ihre Früchte zu tragen. Und diesem freien Sich-regen allüberall entspricht auch ein freieres Atmen der deutschen Kunst. Bis dahin war sie nur eine kümmerliche Luxuspflanze gewesen, jetzt beginnt sie langsam und sicher ihre Ranken in alle Beziehungen des täglichen Lebens hineinzustrecken.

Daß hie und da ein Schößling allzu üppig ins

Kraut schießt, daß dieser oder jener Schaffende in dem Verlangen, sich aus der Menge herauszuheben, auf Irrwege gerät, wie sollte das nicht geschehen? Und es muß auch so sein.

Unser Schutzpatron, in dessen Namen wir hier versammelt sind, hat einmal gesagt: „In jedem Künstler liegt ein Keim von Verwegenheit, ohne den kein Talent denkbar ist." So sagte Goethe.

Raubt dem Künstler diese Möglichkeit, verwegen zu sein und sich seine Bahn durchs Gestrüpp selber zu suchen, heißt ihn statt dessen „auf gebesserten Wegen, hinter des Fürsten Einzug" sittsam und gemächlich einhertrotten, und ihr werdet sehen, wie bald es wieder einmal zu Ende ist mit deutscher Kunst!

Aber das soll nicht geschehen. Und damit es nicht geschehe, dazu steht unser Goethebund auf der Wacht und will Sorge tragen, daß deutschem Bilden und Schaffen, deutschem Denken und Forschen keine Gewalt angethan werde, woher es auch sei. Zu diesem Zwecke reichen sich Männer aus den verschiedensten Lagern, reichen sich Süden und Norden, München und Berlin heute brüderlich die Hände.

Wir wollen mit Ihnen gemeinsam ein Netz von Goethebündnissen schaffen, — jeder Einzelteil frei in seiner Ausgestaltung, frei in seiner Aktion und dennoch mit den anderen eng verbunden durch denselben leitenden Gedanken, durch dieselben Gefahren und dieselben Feinde.

Wir wollen mit Ihnen gemeinsam Sendboten ausschicken von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt, um auszusprechen, was unausgesprochen in allen den armen, ängstlichen Seelen lebt, die, eingeschüchtert durch dröhnende Worte von autoritativen Seiten, sich nicht zu regen wagen, die, wiewohl sie nicht allein sind, sich doch allein fühlen, weil in gebundeneren Verhältnissen — und wer glaubt sich nicht gebunden? — leider selten noch eine freie Rede von Mann zu Mann gewagt wird, weil jeder sich nur mit Vorbehalten äußern zu dürfen glaubt und weil auf diese Weise auch Geistes*genossen* mißtrauisch aneinander vorübergehen.

Diesen Schweigenden die Zunge zu lösen, ein Band zu bilden zwischen modernen Menschen, den geistigen Mächten der Nation die Macht zu erobern, die ihnen gebührt, das soll unsere Arbeit sein.

Für uns handelt es sich nicht mehr um ein halb ängstliches, halb überlegenes Gewährenlassen, um ästhetische Freude am Andersgearteten, um ein freundnachbarliches Vorpostengetändel, für uns handelt es sich jetzt um einen Kampf bis aufs äußerste, wie ihn Lessing, wie ihn Voltaire, wie ihn Ulrich von Hutten einstmals gegen das Dunkelmännertum geführt haben.

Sei es mir vergönnt, zum Schlusse Huttens halberloschenen Namen neben den ewig leuchtenden Goethes zu setzen.

Wollen wir kämpfen wie er, mit allen Waffen des Hohns und der Empörung, der Wahrheit und der Hoffnung, dann wollen wir auch jubelnd rufen wie er:

„Die Künste, die Wissenschaften blühen! Es ist eine Lust zu leben.“

